

Rhein und Düsseldorf

LANDES-
UND STADT-
BIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Illustrierte Sonntagsbeilage zu den
„Düsseldorfer Neuesten Nachrichten“

Nro. 1

Sonntag den 3. Januar

1904

Seine Frau.

Roman von Rosa Meschwitz.

(2. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der zweite Feiertag war vorüber. Ernst schritt mühsam in seinem Schlafzimmer auf und ab. Marie hatte sich direkt nach ihrer Rückkehr an die Arbeit begeben und war dann zu Bett gegangen, ohne ihn zu begrüßen oder sich für seine Gaben zu bedanken.

Ein leiser Groll gegen sie stieg in ihm auf.

Hatte sie seine Auszeichnung nicht verstanden? Oder — und bei diesem Gedanken zog er die Brauen finster zusammen, verächtelte sie ihn.

Allerdings, ein Graf war er nicht — aber —. Leise Schritte über ihm unterbrachen seine Gedanken und ließen ihn aufhorchen.

Mübellos ging oben jemand auf und ab. Floh auch sie der Schlaf?

Und jetzt klang ein Ton wie mühsam unterdrücktes Schluchzen an sein Ohr.

Er hielt seinen Atem an, um besser hören zu können, aber der Puls hämmerte so laut in seinen Schläfen, daß er jedes andere Geräusch ersäufte.

Von dem Gedanken befeelt: Sie weint, — ich muß ihr helfen! stürmte er die Treppe hinauf und klopfte an die Tür.

„Fräulein Marie,“ bat er mit gedämpfter Stimme, „ich bin es, — machen Sie auf.“

Horchend lehnte er das Ohr an die Tür und nun vernahm er deutlich das schmerzliche, halb unterdrückte Weinen.

Er glaubte durch die verschlossene Tür zu sehen, wie sie, ihren Kopf tief in das Rissen vergraben, vor dem Bett auf den Knien lag.

„Mariechen, — — liebes Mariechen, mache auf,“ bat er eindringlicher. „Sage mir, was Dir fehlt — ich will Dich trösten.“

Die letzten Worte schienen gehört worden zu sein. Eine plötzliche Stille trat ein und nichts regte sich wieder.

Als er an dem anderen Morgen an seinen Schreibtisch trat, fand er die in Silberpapier gehüllten Geschenke und die vergoldeten Nüsse darauf liegend. Verblüfft rieb er sich die Augen, dann lachte er laut auf, schlug sich vor die Stirn und lachte wieder.

„Ich Tor —! Ich dummer Tor!“

Dabei zog er das Schubfach auf, warf die Paketen samt den Nüssen hinein, drehte den Schlüssel herum und steckte ihn in seine Tasche.

Dann schritt er fest auftretend mit hoch erhobenem Kopf aus der Tür, spannte selber die Pferde vor den Schlitten und fuhr ohne Zweck und Ziel nach Verkau.

Als er am späten Nachmittag zurückkehrte, trat ihm Lene verlegen entgegen.

„Die Mamsell läßt fragen, ob der Herr zu sprechen ist?“

„Neinetwegen —“ antwortete er kurz und schlug die Tür zu dem Wohnzimmer hinter sich zu. Doch hier allein, ging er unruhig auf und nieder bis ihn ein leises Klopfen vor der Tür aufhorchen ließ.

Dübe auf sein „Herein“ zu warten, trat Marie langsam über die Schwelle. Ihr Antlitz sah ernst und ruhig aus und kein Mienspiel verriet ihre innere Bewegung. Nur ihre Augen hatten die ihnen eigentümliche schwarze Färbung. Stolz und fest richteten sie sich auf Ernst, als sie jetzt mit halbblauer Stimme sagte:

„Ich möchte kündigen —“
„Kündigen —?“ fragte er betroffen, indem er seinen Gang durch das Zimmer wieder aufnahm. Und plötzlich vor Marie stehen bleibend, stieß er rauh hervor:

„Was gefällt Ihnen denn nicht? Wird Ihnen die Arbeit zuviel? Hä —?“
„Ich will am ersten Januar zurück zu meinem Dufel,“ entgegnete Marie ausweichend.

„Was —? Am ersten Januar —?“ fuhr Ernst auf. „Bis dahin kann ich unmöglich einen Erbsen finden —“
„Ich kann nicht länger bleiben —“

„Nicht länger bleiben können? Warum denn nicht?“ polterte er hervor. „Habe ich Sie vielleicht mit dem Weihnachtsgeheim beleidigt? Es war das Beste, was ich geben konnte —“ Und plötzlich in einen anderen Ton umschlagend, bat er, ihre Hand ergreifend: „Mariechen, machen Sie doch keine Geschichten, fühlen Sie nicht —“

Mit einem jähen Ruck hatte Marie ihre Rechte seiner Hand entzogen und ihm hastig in die Rede fallend, begann sie:

„Sie waren immer gütig zu mir, Herr Richter. Aber gerade Ihre große Güte ist es, die mich von Ihnen fortreibt. Ich hätte Ihnen früher offen entgegengetreten sollen, so wissen Sie nicht, daß ich seit drei Jahren mit einem jungen Geächteten verlobt bin. Sobald er angestellt wird, wollen wir uns heiraten. Ich bereue, daß ich Ihnen nicht anfangs davon erzählte, aber unsere Verlobung ist noch nicht veröffentlicht und ich wußte nicht —“

Hier verjagte ihre Stimme und plötzlich mitten im Satz abbrechend, wandte sie sich der Tür zu und eilte davon.



„Ich gratuliere, Schwiegertöchterchen!“

Nach einer Zeichnung von Hans Berger. (S. Seite 8.)

zu mir, Herr Richter. Aber gerade Ihre große Güte ist es, die mich von Ihnen fortreibt. Ich hätte Ihnen früher offen entgegengetreten sollen, so wissen Sie nicht, daß ich seit drei Jahren mit einem jungen Geächteten verlobt bin. Sobald er angestellt wird, wollen wir uns heiraten. Ich bereue, daß ich Ihnen nicht anfangs davon erzählte, aber unsere Verlobung ist noch nicht veröffentlicht und ich wußte nicht —“

Hier verjagte ihre Stimme und plötzlich mitten im Satz abbrechend, wandte sie sich der Tür zu und eilte davon.

Sprachlos schaute ihr Ernst nach. Also das war es, was sie ihm zu sagen hatte.

Mit einem dumpfen Schrei warf er sich auf einen Stuhl, stützte seinen Kopf in beide Hände und weinte wie ein Kind.

Am Hoftor standen zwei Mägde und tuschelten zusammen. Sie begriffen die Welt nicht. Zuerst hatten sie alle mit Bestimmtheit angenommen, daß die Mamiell ihre künftige Herrin würde, dann schien es, als grollte der Herr ihr und wollte ihr seine Abneigung zeigen und nun ging er mit finster zusammengezogenen Brauen, bei dem kleinsten Versetzen zornig aufbrausend umher und die Mamiell hatte verweinte Augen und wollte an dem ersten Januar das Haus verlassen. Jetzt richtete sie ihre Nachfolgerin ein. Eine Witwe mit blassem, vergrämten Gesicht und grauem Haar. Na, wie die es dem Herrn recht machen sollte, wenn er sich mit einer, wie die Mamsell Marie war, überwarf.

Doch soviel auch die Mägde die Köpfe zusammensteckten, niemand erfuhr die wahre Ursache. Marie war freundlich und gütig zu jeder einzelnen, aber sobald diese oder jene ein intimes Gespräch anbahnte, schlossen sich ihre Lippen und sie wandte sich, ihren Kopf leicht zurückwerfend, ab.

So rückte der Abschiedstag heran, ohne den Neugierigen Befriedigung zu bringen.

Doktor Schulze holte die Nichte in seinem Schlitten ab und wechselte einige Redensarten mit Ernst. Dieser schüttelte ihm die Hand und verabschiedete sich kühl und gleichgültig von Marie, die leichtfüßig in den Schlitten sprang und ohne sich noch einmal umzublicken davonfuhr.

Kopfschüttelnd ging Lene, die bis zu dem Schlitten Marie das Geleit gegeben hatte, in die Küche zurück.

„Das ist auch grad, als ob die nur zur Aushilf dagewesen wär,“ brummte sie vor sich hin, „und so eine könnt man suchen.“

Eine Stunde später fuhr Ernst nach Verkauf. Bis zum Morgen saß er in dem goldenen Schwan und spielte mit seinem alten Freund Billard. Als er endlich ermüdet auf einen Stuhl fiel und den Kopf in die Hand stützte, klopfte ihn Hörnlein gutmütig auf die Schulter:

„Danken Sie Gott, daß wir die Spiele nicht aufgefriedet haben, sonst wäre ich heute Gutsbesitzer von Finstervalde.“

Ohne große Ereignisse war ein Jahr verstrichen. Dem Frühling war der Sommer gefolgt, dieser hatte dem Herbst Platz gemacht und nun stand bereits der Winter vor der Tür. Von Marie sprach man nicht mehr auf dem Hof. Ihre Nachfolgerin hatte längst wieder den Dienst verlassen und fünf andere hatten seitdem nacheinander die Stelle innegehabt. Keine hatte genügt. Jede gab Grund zu Unzufriedenheit und Stoff für Unterhaltung in den Feiertunden.

Unvermerkt nahte das Weihnachtsfest. Geschäftsmäßig waren die Vorbereitungen dazu getroffen worden. Niemand hatte es, gleich Marie, verstanden, das ganze Haus in eine Feststimmung zu versetzen.

Am Weihnachtsabend fiel der erste Schnee. Ernst stand an dem Fenster und schaute trübselig in die weißen Flocken. Dieses Jahr hatte niemand für ihn einen Baum geschmückt. Niemand kam, um die Lampe anzuzünden und das Abendbrot aufzutragen. Sie hatten sich alle hinüber nach dem Gesindezimmer begeben und feierten das Fest auf ihre Weise.

Endlich öffnete er die Tür.

„Lene —“ rief er, daß es von den Wänden des Hausflures laut zurückschallte, „Lene!“

Mürrisch kam die Magd herbeigeschlürft.

„Wo bleibt das Abendbrot? Hä —?“ fragte er ungeduldig.

Murrend ging die Magd nach der Küche zurück und brachte das Tablett mit den üblichen Weihnachtsgerichten.

Aber als er sich davorsetzte, fand er, daß die Klöße kalt und derb geworden waren und daß das Fleisch zuviel gekocht hatte. Mergelich stieß er die Teller zur Seite und trat seinen gewohnten Gang durch das Zimmer an. Plötzlich blieb er vor dem Fenster stehen und starrte in die Nacht hinaus.

Was half es ihm, daß er das schönste Gut im Umkreis besaß? Was nützte es ihm, daß er alles, soweit sein Auge von hier aus reichte, sein eigen nannte und von früh bis spät dafür arbeitete? War er nicht ärmer wie der ärmste Mann?

Mühte er nicht das schönste Fest der Welt einsam, freud- und freudlos verbringen?

Mit tiefem Seufzer warf er sich auf einen Stuhl und stützte den Kopf in die Hand. Endlich fuhr er auf und stieß heftig mit dem Fuß gegen den Boden. Es mußte anders werden. Er wollte sich ein anderes Dasein gründen.

Heiraten!

Eine freundige Stimmung kam bei diesem Entschluß über ihn. Er zog an der Klingelschnur und befahl Lene, die, mürrisch dem Rufe Folge leistend, den Kopf zu der Tür hereinschob, ihm lockendes Wasser und Zucker zu bringen.

Ein Lied vor sich hinpfieffend, schloß er den kleinen Wandschrank in der Zimmerecke auf und langte zwei Flaschen heraus. Neugierig sah ihm die Magd zu, wie er nach altgewohnter Weise den Punsch einbraute und horchte verwundert auf, als er nun seit langer Zeit zum erstenmal wieder in gütigem Ton sagte:

„Da ist ein Glas für dich, das kannst du dir mit nach der Küche nehmen —“

Als Ernst wieder allein war, füllte er bedächtig sein Glas, hob es hoch gegen die Lampe, die Lene vorhin angesteckt hatte und sagte feierlich: „Dieses Glas dir, geliebte Frau,“ und als schaute er in der Flamme ihr Bild, sah er unverwandt nach der Lampe, während er mit einem Zug das Glas leerte.

Erstaunt blickte Hörnlein auf, als Richter an dem nächsten Vormittag nach dem Gottesdienst bei ihm eintrat.

„Ich komme, um wieder Ihren Rat einzuholen,“ begrüßte Ernst den Hotelier. „Die Sache hat Gile. Ohne Hausfrau geht es nimmer bei mir. Ich muß heiraten.“

Hörnlein schaute seinen Freund ungläubig an.

„Sie scherzen —“ antwortete er kopfschüttelnd, „oder —“

„Ich scherze nicht. Es muß sein. Bei der Wirtschaft geht alles drunter und drüber. Es ist niemand da, der außer mir nach dem Rechten sieht.“

So ruhig und bestimmt hatte Richter seit langer Zeit nicht gesprochen. Seine Haltung war wieder fest und sicher und seine Augen blickten hell und lebensfroh wie früher.

Hörnlein hatte den Gutsbesitzer lange Zeit nicht so gesehen. Vergnügt rieb er sich die kleinen fetten Hände und trippelte hinter ihm her.

„Das ist recht. Nur zu. Heiraten ist das beste, was ein Mann tun kann. — Wer ist die Auserwählte, wenn ich fragen darf?“

Ernst lachte laut auf.

„Auserwählte!“ spottete er, „da gibt's keine. Deshalb komme ich zu Ihnen. Sie kennen doch Frauenzimmer genug. Hä —?“

Der Hotelier riß die Augen weit auf.

„Wa—ad?“ fragte er beinahe erschrocken. „Ach? Nein — aber warten Sie, ich werde meine Frau holen. Lottchen weiß in allem Bescheid —“ und sich schnell abwendend eilte er davon.

Nach einem Weilschen kehrte er, seine Frau an der Hand nach sich ziehend, in den Speisesaal zurück.

Die kleine, corpulente Frau trippelte atemlos hinter ihrem Manne her.

„Mein Gott, was gibts denn?“ fragte sie erschrocken den Gutsbesitzer, noch ehe sie ihn begrüßte.

Ernst schaute verlegen vor sich hin und trommelte, ohne eine Antwort zu geben, mit den Fingern vor sich auf den Tisch.

„Herr Richter will sich verheiraten,“ brach der Hotelier unvermittelt hervor. „Du sollst ihm zu einer Frau verhelfen.“

„Ich?“ freischte Frau Lottchen auf und schlug die Hände zusammen.

„O du mein Gott!“ und sich langsam auf einen Stuhl an dem Tisch niederlassend, lachte sie laut auf und fragte belustigt: „Woher soll ich denn die Frau nehmen?“

Ernst hatte seine Hände von dem Tisch herabgezogen und spielte nun nervös mit der Uhrkette.

„Lassen Sie Ihre Frau aus dem Spiel,“ wandte er sich grollend an Hörnlein. „Wir werden schon allein fertig.“

Inzwischen war Lottchen näher an den Tisch herangerückt, stemmte beide Arme auf die Tischkante und stützte sinnend ihren Kopf in die Hände. Unverwandt ruhte dabei ihr Blick auf Richters Weinglas, als müßten daraus alle guten Gedanken kommen.

Hörnlein betrachtete sie aufmerksam und bedeutete Ernst, still zu sein.

Lieblosend glitt sein Auge dabei über die vollen weißen Hände und Arme, die unter den mit Spizen besetzten Ärmeln der gelbeidenden Bluse bis zu den Ellbogen hervorschauten und während er sich über die weiße Weste strich, dachte er:

„Ich habe doch eine charmante kleine Frau.“

Beide Eheleute würden lange so in Gedanken versunken gewesen sein, wenn Ernst sie nicht ungeduldig aufgeschreckt hätte.

„Nun Frau Hörnlein, wer ist denn die Schöne, die Ihnen soviel Kopfzerbrechen verursacht? Hä?“ stieß er rauh hervor.

„Heiraten ist nicht so leicht,“ antwortete sie gereizt, indem sie sich in den Stuhl zurücklehnte und die Hände in den Schoß sinken ließ.

Die meisten Mädchen überlegen es sich ein Weilschen bevor sie zugreifen.“

„Na—a—, bin ich denn ein gar so häßlicher Mensch,“ grollte Ernst und richtete sich in dem Stuhl hoch auf.

Die kleine Frau blinzelte belustigt mit den Augen und zuckte in komischer Geringschätzung die Schultern.

„Der Gesichtsmak ist verschieden.“

„Nun geh' aber,“ schalt Hörnlein und zeigte in komischem Ernst nach der Tür.

„Jetzt kommt mir ein Gedanke!“

„Geben Sie mir carte blanche,“ rief er dem Gutsbesitzer zu, „und in einer Woche stelle ich Ihnen eine ganze Reihe von Damen zur Auswahl vor.“

Ungläubig schüttelte Ernst den Kopf.

„Das ist unmöglich.“

Doch Hörnlein schlug betuernd mit der Hand auf den Tisch.

„So wahr ich hier sitze. Wenn Sie mir vollständig freie Hand lassen, verspreche ich Ihnen Wort zu halten.“ Und allen weiteren Fragen ausweichend, lenkte er auf ein anderes Thema über. —

Als Ernst einige Stunden später in der besten Stimmung den goldenen Schwan verließ, war frischer Schnee gefallen, ballte sich zu-

sammen und schob sich vor die Wagenräder. Nur mühsam brachten die Pferde das Gespann vorwärts. Er bemerkte es kaum. Träumend saß er auf dem Kutschersitz und atmete mit offenen Lippen die kühle Winterluft ein. Ihm dünkte heute die Welt so schön und das Leben lebenswert,

Eine Woche später, als Ernst im Begriff stand auf die Jagd zu gehen, wurde er an dem Hofstor von dem Briefboten aufgehalten. Dieser brachte ihm ein dickes Schreiben mit dem Poststempel „Berkau“ und der Aufschrift Hörnleins.



„Studentenulk.“ Nach einem Gemälde von W. Kleehaas. (S. Seite 8.)

trotz aller Mühen und Enttäuschungen. Mit dem Fieber eines Spielers, der sein Geld in der Hoffnung, einen Gewinn zu machen, auf eine Kugel gesetzt hat, wartete er sehnsüchtig der Dinge, die da kommen sollten.

Verwundert studierte Ernst die Schriftzüge. Neugierig, was der Brief enthalten möchte, lehnte er um. Im Zimmer angekommen, riß er die Flinte von der Schulter und stellte sie mit dem Lauf nach unten

in eine Ecke. Dann warf er sich in einen Stuhl und öffnete hastig das Kuvert.

Dreiundzwanzig Briefe fielen ihm entgegen. Verblüfft griff er nach dem zu oberst liegenden. Er war von Hörnlein.

„Da ich heute nicht selber auf das Gut kommen kann,“ schrieb dieser, „erlaube ich mir, Ihnen die Damen per Post zu schicken. Erschrecken Sie nicht, — aber da ich jederzeit mit Annoncieren Glück hatte, gab ich für Sie eine Offerte auf. Daß diese Mühe nicht vergebens war, ersehen Sie aus der Zahl der Antworten.“

Ich bitte um Entschuldigung, wenn Ihnen der Weg, den ich einschlug, mißfällt, — und nun Glück zu —

Wenn man Ernst plötzlich gemeldet hätte, sein Gut stehe in Flammen, er würde nicht betroffener gewesen sein. Zornig stieß er die Briefe von sich und erhob sich, um seinen unterbrochenen Gang nach dem Walde wieder aufzunehmen. An der Tür blieb er plötzlich stehen. Wie leicht konnte ein Unberufener die Briefe lesen und allerhand Kombinationen daraus ziehen. Langsam kehrte er zurück, um sie wegzuschließen. Wie er sie aber nun wieder in der Hand wog, erwachte die Neugier in ihm.

„Eigentlich sollte ich doch einen Blick hineintun,“ dachte er, und sich selber unbewußt, sah er wenige Minuten später wieder auf dem Stuhl, den er soeben unwillig verlassen hatte.

Bedächtig öffnete er Brief für Brief und überflog den Inhalt. Aber allmählich wurde ihm die Sache langweilig. Er schnitt nur noch die Kuverts auf und zog die beigelegten Photographien heraus und stellte sie in einer Reihe vor sich auf den Tisch. Und nun strich er sich mit der Hand über die Stirn.

Was wollte er eigentlich? Ach ja, sich eine Frau aussuchen.

„Hüglisch ist diese Art gar nicht so übel,“ sagte er halblaut vor sich hin. „Hörnlein hat mirunter gute Einfälle.“

„Da stehen sie, eine neben der anderen und man kann vergleichen und wählen.“

Dabei nahm er bald diese, bald jene auf und brachte sie näher an die Augen. Aber keine wollte ihm recht gefallen und ärgerlich warf er alle mit der Hand zusammen und griff wieder nach den Briefen.

Der letztere trug den Poststempel „Leipzig“ und enthielt nur wenige Zeilen.

„Gehrter Herr. Die Offerte im Tageblatt beantwortend, ersuche ich Sie, mich bei meinem Vormund, Herrn Privatier Schreiber, anzuschreiben. Ein Blick in meine Umgebung muß Ihnen mehr sagen als ein langer Bericht. Julie Bach.“

Nachdenklich blickte Ernst vor sich hin.

Die wenigen Zeilen waren mit klaren, ruhigen Buchstaben geschrieben und die kurze Form des Schreibens gefiel ihm. Und während er noch darüber nachdachte, steckte er die anderen Briefe und die Bilder zurück in das Kuvert und warf es in den Tischkasten. Dann überlas er noch einmal Juliens Schreiben und schob es in seine Brusttasche.

Zwei Tage später erhielt Hörnlein eine Postkarte von Richter, worauf dieser in wenigen Worten mitteilte:

„Ich fahre in den nächsten Tagen nach Leipzig, um mein Glück zu versuchen.“

Grau und unfreundlich breitete sich der Himmel über die Stadt Leipzig. Ein feiner mit Schneeflocken vermischter Regen rieselte unaufhörlich hernieder und sammelte sich als nasse klebrige Masse auf dem Straßenpflaster. Ein heftiger Wind blies um die Straßenecken und trieb sein Spiel mit den Menschen. Bald stülpte er den harmlos Daherkommenden den Regenschirm um, sodas er gleich einer Tulpe in die Luft ragte, oder riß einem Knaben die Mütze von dem Kopf und eilte lachend davon, um an der nächsten Straßenecke sein boshafte Spiel von neuem zu beginnen.

Nur wenige Fußgänger setzten sich dem Wetter aus. Wer irgend konnte, benutzte die Straßenbahnwagen, die bald überfüllt waren, oder rief eine Droschke an, trotzdem die Pferde müde und langsam mit gesenktem Kopf vorwärtstrabten.

Fest in seinen Pelzmantel gehüllt, die Mütze tief in die Stirn gedrückt, die Füße in hohen Stulpenstiefeln, schritt Ernst, das Unwetter nicht achtend, die Nürnbergerstraße entlang. Er war mit dem Frühzug in Leipzig eingetroffen und irrte nun seit einer Stunde planlos in der Stadt umher.

Nun er im Begriff stand, Julie entgegenzutreten, tauchten tausenderlei Zweifel in seiner Seele auf. War es nicht eine Torheit, sich blindlings nach den wenigen Zeilen für dieses Mädchen zu entscheiden? Sie hatte keine Photographie beigelegt und auch sonst nichts über ihre Familienverhältnisse geschrieben. Vielleicht fiel er einem dummen Scherz in die Hände und konnte mit langer Nase wieder abziehen.

Zum drittenmal hatte er sich ihrer Wohnung genähert und blieb wieder unschlüssig davor stehen. Aber endlich ermannte er sich doch, stieß mit kräftigem Ruck die Haustür auf und trat ein.

Mit schweren Schritten erklimmte er die beiden Treppen zu ihrer Wohnung. Pustend machte er oben angekommen Halt und studierte die Namen, die auf weißen Porzellschildern an drei Türen angebracht waren. Auf dem mittelsten stand mit großen verschnörkelten Buchstaben „Oskar Schreiber, Privatist“ geschrieben.

Also das war die rechte Tür! Geräuschvoll rief er seine Stiefel an dem Fußabstreicher ab und drückte mit dem Zeigefinger fest auf den elektrischen Knopf, dessen Leitung in die Wohnung führte.

Ein grelles Glockenzeichen ertönte und bald näherten sich langsame, schlurfende Schritte.

Eine alte Frau mit hochgeschürztem Rock, worüber sie eine schmutzige Schürze aus brauner Wolle gebunden hatte, öffnete die Tür.

„Ist Fräulein Julie Bach zu sprechen? Da —?“ stieß er rauh hervor. Neugierig schaute ihn die Alte mit halbugekniffenen Augen an, während sie ihre Hände an der Schürze trocknete.

„Frei! Julchen,“ rief sie, sich nun halb umwendend in das Dunkel des Korridors hinein. „Es will jemand bei Sie —“

Eine heiße Blutwelle schoß in Richters Stirn. Er kam sich plötzlich so dumm und kindisch vor. Ein Abenteuer, der sein Glück von dem Zufall abhängig gemacht hat. Wie konnte er, der nüchterne, praktische Mann so etwas tun? Am liebsten wäre er umgekehrt und davon gelaufen.

Aber da faßte ihn auch schon die Alte vertraulich an den Arm.

„Woll'n Sie bitte eintreten —“

Das Fräulein mußte ihr von dem Ende des Ganges aus ein Zeichen gegeben haben.

Mechanisch folgte er der Aufwartefrau, sich an Schränken und Kommoden vorbeibrägend durch den engen, dunklen Vorraum nach dem sogenannten Salon, einem eisenferneren Zimmer, das im Kontrast zu dem dunklen Korridor, außergewöhnlich hell erschien.

Tiefemend blickte er sich um. Also hier sollte er in wenigen Minuten seiner künftigen Frau gegenüberstehen. Hier über seine Zukunft bestimmen.

Prüfend schaute er sich in dem Zimmer um.

Es war rein und ordentlich gehalten, und dennoch empfand er ein ihm fremdes, beengendes Gefühl. Das bunte Paneelsofa an der rechten Längswand hob sich mit seinem Tisch davor hart von der blaugrauen Tapete ab. Das gegenüberstehende Pianino, einige Lehnhühle, ein Damenschreibtisch und ein Vertikow überfüllten den kleinen Raum und beengten die Bewegungen.

Es schien, als ob diese Einrichtung einen Druck auf Ernst ausübte. Ungebuldig dehnte und reckte er sich, rieb die Hände und versuchte die immer lästiger auf ihn einströmende Stimme seines Gewissens zu beschwichtigen.

„Heutigen Tages ist eben alles Geschäft, alles,“ sprach er halblaut vor sich hin und durchmaß ungeduldig mit kurzen Schritten den engen Raum. „Wo sie nur bleibt, man laßt doch nicht so lange auf sich warten —“

Und nun schaute er sich wieder um und schüttelte heftig den Kopf.

„Nein, wir passen nicht zusammen, ganz gewiß nicht.“

Dabei vergaß er seinen Pelzmantel abzulegen und bemerkte nicht, daß seine Stiefel Schmutzspuren auf dem Parkett und Teppich zurückließen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Nase des Herrn v. Sokolitsch.

Von Roda Roda.

(Nachdruck verboten.)

Herr v. Sokolitsch ist auf dem Wege nach Hause. Die zwölf Stunden, die er im Bahnwagen verbracht, hat er angestrengt darüber nachgedacht, wie er's seiner schneidigen Wirtschaftlerin Marie am besten beibringen sollte, daß er Bräutigam sei. Nichts fällt ihm ein. Diese Marie wird aus dem Hause müssen, wenn die junge Frau einzieht. Das ist klar. Aus hundert Gründen — sonnenklar. Allein, mein Gott — man war einmal leichtlebig, ehe man der ehrenfeste Herr v. Sokolitsch wurde — und damals erwarb Marie durch liebevolle Fürsorge für das Hauswesen einige Rechte im Hause. Es wird nicht leicht sein, sie so kurzer Hand fortzuweisen.

Der Wagen, der Herrn v. Sokolitsch von der Bahn geholt hat, hält vor dem Hause. Marie tritt heraus und nimmt dem Herrn Schirm und Täschchen aus der Hand, ehe der Diener das große Gepäck fortträgt. Es ist wie verheert! — Soust ist sie doch gewöhnlich so reich — so widerhaarig! Just, da er lospoltern möchte, um an einige Flüche die Formel anzuknüpfen: „Aber ich werde mich nicht lange ärgern lassen — ich werde heiraten!“ — just heute ist sie süß, wie aus Honig und Pfäumen gebacken. Untadelig das Mädel, das ihn erwartet — nett und rein das Hauskleid — und sogar die Pfeife, die seit fünfzehn Jahren noch nie an der richtigen Stelle gelegen ist, ist heute zum erstenmal ordentlich gestopft und zur Hand.

„Zum Kukud!“ zürnt Herr v. Sokolitsch, als er alles so schön findet. Das geht ihm gegen den Strich. Er möchte grob sein dürfen.

„Was befehlen denn der gnädige Herr?“ fragt Marie weich und aufdringlich lebenswürdig.

„Ach nichts.“ — Ja — ja — es ist zum Totärgern, aber sagen muß er ihr's doch, das von der Heirat. Besser jetzt als später! Besser ein kurzer Tod, als langes Siechtum! Sei's drum! Courage, Sokolitsch!

— Und er sagt ihr's.

Herr von Sokolitsch hielt in traulicher Stunde eine kurze Rede an sich selber.

„Sokolitsch,“ sagte er sich, „Sokolitsch, Du bist ein Esel! Wozu hast Du Dich einen ganzen Tag mit der Sorge gequält, was Deine Wirtschaftlerin Marie Feuchtingerin zu Deiner Verlobung sagen

würde? War es nicht von vornherein gewiß, daß dieselbe Wirtschafterin die Nachricht als lange zu erwartendes Ereignis mit ruhigem Gemüt und schuldiger Ehrfurcht vor der lobenswerten Entschliebung des Herrn . . . Doch Sokolitsch . . . diesen Satz bringt Du nicht zu Ende — beginne lieber einen neuen! — Nun, da Marie sanft und willig geblieben ist, freu Dich noch höher Deines neuen Glückes!

„Sokolitsch, Du bist zum zweiten Male ein Esel! Wie darfst Du Deine Kreise durch einen anonymen Brief stören lassen? Durch einen Brief noch dazu, der über Deine Braut kein böses Wort sonst behaupten kann, der bloß . . . Doch freilich, das wäre schlimm genug! Wenn sie wirklich das entsetzliche Verlangen hätte, Nasen abzubeißen . . .?! Mein Gott, es klingt unwahrscheinlich . . . aber was gibt's nicht für Narren auf der Welt? In Vore war Einer, der sah jahrelang aufrecht auf seinem Dachstuhl . . . er bildete sich ein, er habe einen Bligableiter geschluckt! — Aber die Geschichte mit den Nasen — nein, das ist nicht möglich! Wo hat man je im Leben gehört, daß eine Frau fremden Leuten die Nasen abgebissen hätte? . . . Es ist sicherlich eine Verleumdung! Lüge! Feige Lüge! . . . So was liest man, aber glaubt es nicht und vergißt es . . .“

„Wenn Dir aber Deine Braut nun doch die Nase abbeißt? . . .“

Je länger Herr v. Sokolitsch über die ganz merkwürdige Eigenschaft seiner Braut nachdachte, desto glaubhafter kam ihm die Sache vor. Erlich: Es sind schon zahlreichen Personen auf diese Art (nämlich durch Abbeißen) Nasen abhanden gekommen. Zweitens: Seine Braut hatte — das war ihm erst nachträglich aufgefallen — immer so was Unheimliches in ihrem Wesen gehabt. . . . Ganz richtig da oben . . . schien sie ihm eigentlich nicht . . . Doch, mein Gott . . . sie ist ja sonst eine gesunde Frau . . . höchstens bedauerenswert ob ihres sonderbaren Ganges. Sie wird sich wohl zu bezähmen wissen! . . .“

Endlich aber ließ es ihm keine Ruhe und Herr v. Sokolitsch beschloß, hinzufahren und der Sache auf den Grund zu kommen.

Um diese Zeit, nämlich drei Tage nach ihrer Verlobung, erhielt Frau Witwe Käthe, die glückliche Braut, folgenden Brief:

„Gnädige Frau! Mit innigem Anteil hat ein Freund Ihres Hauses die Kunde von Ihrer Verlobung mit Herrn v. Sokolitsch vernommen. Da haben sich zwei gute Menschen zu einem Bunde vereinigt und Gott möge Sie segnen. Gnädige Frau, . . . ich schreibe Ihnen anonnim, . . . aber ich meine es nicht weniger gut als viele andere, die sich mit ihren Gratulationen lärmend vordrängen. Sie, Frau Käthe, Sie Perle von einem Weib, verdienen nur von Sokolitsch heimgeführt zu werden, dem herrlichen, biederen, herzenguten Mann. Doch eben weil ich ihn so hochschätze, muß ich Ihnen ein Geheimnis verraten, gnädige Frau, das er vielleicht noch nicht den Mut gefunden hat, zu gestehen. Ich tu's nicht gerne . . . allein, wenn Sie's jetzt erfahren, werden Sie liebevoll darüber hinweggehen, später könnte Ihnen der Mangel, besonders wenn sie ihn selbst entdeckten, unüberwindliche Schen vor Sokolitsch ersöhnen. Gnädige Frau . . . Sokolitsch hat eine falsche Nase! Erschrecken Sie nicht! Niemand als er allein, vier Freunde, zwei Ärzte und nun Sie, wissen um die Sache. Wenn nicht ein Zufall, ein Geschehnis oder mein Brief Sie unterrichtet hätte, würden Sie jahrelang neben Ihrem Manne gelebt haben, ohne dahinter zu kommen. Es ist eine Nase von venezianischem Wachs, . . . und so geschickt befestigt, daß kein Auge die Täuschung bemerken kann. Nehmen Sie sich's nicht zu Herzen. Gewöhnen Sie sich an den Gedanken und Sie werden ihn erträglich finden. Besser ein Mann mit einer falschen Nase als einer mit einem falschen Herzen!

Ihr Freund N. N.“

Coupon einer Postanweisung, die auf zwanzig Kronen lautet und nach Wien adressiert ist. Name des Abenders: Marie Feuchtingerin.

Raum für Mitteilungen: „Lieber Nese ich dank dir, di prif warn so ganz gud wie du sie hārieben hassd. Wille Grüß von deiner Tant Feuchtingerin da hast zen Kronen fir hier.“

(Sokolitsch sitzt im Zimmer bei Frau Käthe.)

Er: Wir werden sehr glücklich sein — nicht wahr? Morgens, wenn Du noch schlummerst, reite ich schon hinaus aufs Feld, befehle da und table dort — sehe nach Dem und Jenem. Mittags erwartet mich mein Frauchen — dann essen wir zusammen. O, es wird (zögernd:) prächtig — (für sich:) Weiß Gott — sie hat eine eigene Art, meine Nase anzusehen!

Sie (lächelnd): Ja, es wird prächtig! Nicht wahr? Dann essen wir zusammen. Natürlich Deine Lieblings Speisen. Dann setzen wir uns in die Laube. Du hast doch eine Laube? Und dort sitzen wir . . . und küssen uns . . . Küsse mich, Geliebter! . . . küsse mich! (Nähert sich seinem Gesichte.)

Er (misstrauisch, ein wenig zurückweichend, faßt sie dann fest an, küßt sie rajch und stößt sie gelinde fort).

Sie (für sich): Es ist ja eine Torheit, ein Unsinn! Aber er hat tatsächlich eine eigentümliche Art zu küssen. So, als wäre seine Nase wirklich von Wachs und er fürchtete, sie zu zerdrücken. (Laut:) Was hast Du gesagt?

Er (sie fixierend:) Ich? Habe ich etwas gesagt? Hast Du nicht von einer Laube gesprochen?

Sie: Wichtig! In der Laube! Nachmittags, da fährst Du wohl aufs Feld, wie?

Er: Ja, aber abends, abends, liebe Käthe . . . (Für sich:) Merkwürdig, dieser Blick von ihr! Und immer auf meine Nase. Abends, liebe Käthe abends . . . (Was sie nur hat?)

Sie (für sich): Ich muß das herausbekommen. Wenn er auch keine Wachsnafe hat, denn das gibt's nicht, irgendwas ist da los, was aufgeklärt werden muß!

Er (unfähig fortzufahren): Abends gehören wir uns ganz. Dann nachtmahlen wir (Sonderbare Frau!), nachtmahlen wir — ich rauche eine Pfeife, Du liest etwas, spielst Klavier. (Sehr merkwürdige Frau!) O, das wird schön! Ruhe, Ruhe brauche ich und eine leichte, geistige Anregung. Du glaubst nicht . . . (Was hat sie nur?) Du glaubst nicht, wie ich mich nach Ruhe . . .

Sie (lächelt verlegen, steht auf und sagt furchtsam): Bitte! Ach, bitte, Liebster — zürne mir nicht, es ist ja ein komisches Verlangen — mißversteh' mich nicht — sei nicht böje!! Erlaubst Du, bitte, daß ich ein wenig — Deine Nase anfasse?

Er springt auf, wirft den Stuhl zurück und hält abwehrend die Hände vor. Bleich, mit weitauferissenen Augen stiert er sie an und stöhnt: „Allo wirklich!“

Drei Monate später heiratete Herr v. Sokolitsch die Maria Feuchtingerin.

Falsch verbunden.

Von Domino.

(Nachdruck verboten.)

Der junge Mann saß an seinem Schreibtische, blickte trübselig hin aus in den Regen und rauchte seine hundertste Zigarette.

Da pochte es an seine Tür.

Er erhob sich und öffnete. Im Flur stand ein kleiner Junge mit einem Brief in der Hand.

„Sind Sie der Herr?“ fragte er.

„Ja. Ich wohne hier zur Miete.“

„Bitte, ein Fräulein hat mir diesen Brief für Sie gegeben. Antwort is nich.“

Damit grüßte der kleine Junge und ging seiner Wege, indem er auf der Treppe drei Stufen auf einmal nahm. Er war verschwunden, ehe der junge Mann den Brief recht angesehen hatte.

Der Brief trug keine Adresse. Seltsam! Der Herr öffnete das Schreiben.

„Lieber Ludwig!“

Aber er hieß ja gar nicht Ludwig . . . Der Brief war nun einmal geöffnet, so las er ihn zu Ende.

„Lieber Ludwig!“

Wir machen heute früher Feierabend als sonst. Ich möchte ins königliche Schauspielhaus gehen, wo man ein lustiges neues Stück gibt, darin viele hübsche junge Offiziere vorkommen. Willst Du mich begleiten? Bitte, telephoniere mal um 6 Uhr an, Amt 15, Nr. 2347, und frage nach Fräulein Emilie. Inzwischen tausend Küsse von Deiner Emilie!“

Der junge Mann hielt einen Augenblick den Brief ratlos in den Händen. Das war sehr fatal, daß er nicht dieser Ludwig war. In der Stimmung, in der er sich befand, hätte ihm eine Emilie wohlgetan. Der Brief war irrtümlich für ihn abgegeben worden. Was war da zu tun?

Könnte der Adressat erioricht werden? Offenbar nicht. In dem ganzen Hause gab es keinen Einzelmieter außer ihm, den unrechtmäßigen Empfänger des Briefes. Er konnte doch nicht die Straße ablaufen, um den wirklichen Eigentümer des Briefes zu erkunden, konnte doch nicht an alle vorkommenden Ludwigs die indiscrete Frage stellen, ob sie in zarten Beziehungen zu einer Emilie ständen? Und wie, wenn sich einer fälschlicherweise für den richtigen Ludwig ausgab, ohne es zu sein, um mit dem Briefe Mißbrauch zu treiben?!

Mißbrauch? Der junge Mann begann zu überdenken, wie man mit dem Briefe Mißbrauch treiben könnte. Wie, wenn er Donna Emilie telephonierte, Ludwig sei verhindert und sende ihn als Ersatzmann? Gewagte Sache! In solche Geschichten mischt sich gewöhnlich der Teufel und läßt den Ludwig ganz sicher in dem unpassendsten Augenblicke erscheinen. Im Theater würden die Leute über den Effekt lachen, aber im Leben gestalten sich solche Wendungen des Schicksals manchmal sehr ungemütlich. Schon aus diesem Grunde widerstand die Sache seinem Rechtlichkeits Sinn. Er liebte den geraden Weg. Warum sollte er ihn in diesem Falle nicht gehen?

Es war gerade sechs Uhr — der kleine Junge hätte sich mit dem Briefe beinahe verspätet — und ein Telephon hatte er zur Hand, von seinem Vorgänger in der Stube übernommen. Er rief also Amt 15, Nr. 2347 an und fragte nach Fräulein Emilie.

„Bist Du es, Ludwig?“

„Verzeihen Sie, mein Fräulein, aber — so sehr ich es bedauere — ich bin nicht Ludwig.“

„Wer sind Sie denn?“

„Ihr Brief wurde irrtümlich an mich abgegeben —“

„Ach!“

„Ich hätte den Brief gern Herrn Ludwig zugestellt, das Schreiben war aber ohne Adresse. Da dachte ich —“

„Was denn?“

„Herr Ludwig kann nun einmal nicht mehr rechtzeitig verständigt werden. So müssen Sie also auf das Theater verzichten. Oder allein gehen. Das ist mit mancherlei Unzuträglichkeiten verbunden. Und dann langweilt man sich allein, besonders bei den neuen Stücken. Man muß doch jemanden haben, gegen den man sich ausschimpfen kann! Und wenn man zu zweien ist, braucht man die Bühnenvorgänge gar nicht zu beachten. Jedenfalls sind sie nicht immer störend. Würden Sie nun gestatten —“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr —“

„Ich weiß mit meinem Abend nichts anzufangen und nehme sogar das neue Stück mit den vielen hübschen jungen Offizieren mit in den Kauf, wenn ich Sie begleiten darf.“

„O, mein Herr!“

„Ich versichere Ihnen, ich habe nichts Böses im Sinne —“

„Sie stellen einen sehr ungehörigen Antrag, mein Herr!“

„Durchaus nicht. Ich bitte, mich nur als eine Art Nothelfer anzusehen. Ich will Ihr Cavalier sein. Ich halte Ihr Opernglas, Ihr Kästchen, den Theaterzettel, ganz wie Freund Ludwig. Im Zwischenakt besorge ich Ihnen Erfrischungen, wie Herr Ludwig. Ich bin Ihnen Schutz und Schirm, wie Herr Ludwig. Dafür haben Sie nichts zu bieten wie ein paar schöne Blicke, ein freundliches Lächeln, ein bißchen Liebenswürdigkeit, wie's Herr Ludwig bekommen hätte —“

„Und Sie würden sich, immer mit der Berufung auf Ludwig, Steckheiten gestatten.“

„Gestattet er sich Steckheiten? Das wußte ich gar nicht! Er ist sicher verliebt. Das entschuldigt viel. Ich bin überzeugt, daß ich mich auch sofort in Sie verliebe. Ich will aber soviel Zurückhaltung bewahren, als ich nur anbringen kann.“

„Sie stellen sich wohl vor, daß ich jung und hübsch bin?“

„Ihre Stimme ist so melodisch, daß ich darauf schwören könnte.“

„Und trotzdem kann ich alt und häßlich sein.“

„Sie würden es nicht sagen, wenn Sie es wären.“

„Wer weiß! Vielleicht will ich Sie schonend vorbereiten! Vielleicht bin ich Ludwigs alte Tante!“

„Einen Kuß in Ehren kann niemand wehren. Daß sich aber Freund Ludwig von der alten Tante so ohne weiteres „tausend Küsse“ versehen ließe, scheint mir nicht sehr einleuchtend.“

„Vielleicht läßt er es sich, obzwar ich nicht seine Tante, sondern seine Braut bin, auch nur auf dem Papier gefallen. Mein Gott, man heiratet aus den verschiedensten Gründen, und wenn alle Häßlichen sitzen blieben, gäbe es nicht so viele Ehen . . . Aber, sagen Sie mir, wer sind Sie eigentlich?“

„Ich bin Junggefelle, achtundzwanzig Jahre alt, in guten Verhältnissen, ziemlich nett.“

„Was Sie nicht sagen! Das könnte Einen verführen!“

„Ich kenne nicht den bewußten Ludwig, aber mit vielen Ludwigs nehme ich es schon auf . . . Wenn Sie nach dem Theater ein Restaurant besuchen wollen —“

„O, mein Herr!“

„Ich komme so selten dazu, eine Emilie zu bewirren, daß es mir eine wahre Wonne wäre. Dann begleite ich Sie nach Hause, küsse Ihnen vor dem Haustor die Hand, und wenn Sie wollen, sehen wir uns niemals wieder.“

„Ja, das glaub ich, das wär schön, wenn man's den Herren so bequem machte . . . Wie heißen Sie denn?“

„Alfred; aber Sie können mich — der Bequemlichkeit halber — auch Ludwig nennen.“

„Und wie sehen Sie aus?“

„Ich bin blond, blauäugig, mittelgroß und erfreue mich, um ein besonderes Kennzeichen anzuführen, eines starken, martialischen Schnurrbarts. Ich bilde mir sehr viel auf ihn ein.“

„Sie glauben wohl, daß sich alle Mädchen in Ihren Schnurrbart allein verlieben müssen?“

„Das wäre sehr lächerlich von mir. Aber einigen Mädchen hat er entschieden gefallen und sie versicherten mir, es verleihe ihnen bei ihren Freundinnen ein gewisses Ansehen, wenn sie von einem Herrn mit solchem Schnurrbart geführt würden.“

„Wahrhaftig? Ach, ich schwärme für solche Schnurrbärte!“

„Ich bin überglücklich, endlich etwas gefunden zu haben, was Ihr Wohlgefallen erringen könnte!“

„Freilich, mit dem Vollbart Ludwigs kann sich Ihr Schnurrbart nicht messen —“

„Oh! . . . Alles in seiner Art!“

„Wenn man den Vollbart zu einem Beien bände, so könnte man mit ihm ganz gut die Stube ausfegen. Können Sie etwas Ähnliches von Ihrem Schnurrbart behaupten?“

„Gewiß nicht! Mein Schnurrbart scheint mir zu höheren Zwecken bestimmt!“

„D! . . . Sie beleidigen Ludwigs Vollbart! . . . Und dann auch ist Ihr Schnurrbart sicher blond . . . Und blond paßt heute gar nicht zu meiner Toilette.“

„Ich glaube, mein Fräulein, Sie machen sich über mich lustig?“

„Wie würde ich mir das erlauben! Ich bin Ihnen dankbar für Ihre freundliche Verständigung, daß mein Brief Ludwig nicht erreichte, für die Bereitwilligkeit, sich mir zu widmen, und die kleine Unterhaltung, die Sie mir gewährt haben. Aber Ihr Schnurrbart will nicht zu meiner Toilette stimmen. Es geht nicht.“

„So wollen Sie mich abblitzen lassen, so?“

„Wir waren eben falsch verbunden. Ich dachte, Ludwig zu sprechen, und Sie irren sich in der Emilie —“

„Ah, so steht die Sache! Da wäre es ja auch vergeblich, wenn ich mir für diesen Abend, wie ich schon im Stillen die Absicht hatte, den Schnurrbart mit Schuhwische einstriche.“

„Leider. — Wären Sie aber wirklich imstande gewesen, das für mich zu tun?“

„Was thut man nicht, um die Launen der Damen zu befriedigen!“

„Wie rührend!“ — Der Glanz hätte dann dem Schnurrbart allerdings nicht gefehlt. — Wenn ich indessen bedenke, daß Ihr Schnurrbart nach Stiefelwische geduftet hätte — wie kann man da das schüchternste Klüßchen gestatten?“

„Sie verspotten mich noch! Habe ich das verdient?“

„Vielleicht. Doch jetzt muß ich abbrechen, denn ich höre Ludwig im Vorzimmer —“

„Welche Wendung! Ich bin auch überflüssig!“

„Ich dachte wirklich nicht, daß Sie noch darauf kommen! Leben Sie wohl, mein Herr. Und wenn Sie sich wieder einmal telephonisch mit einer Emilie einlassen, vergessen Sie nicht —“

„Was denn, mein Fräulein?“

„Man muß die richtige Nummer haben. — Schluß!“

„Kling-kling. — Das Gespräch war zu Ende. Da dachte es wieder an die Tür. Der junge Mann öffnete mißtrauisch.“

Der kleine Junge von vorhin stand wieder da.

„Hast Du vielleicht noch einen Brief? . . .“

„Ach nee. Aber das Fräulein war nicht mehr da.“

„Das Fräulein war nicht mehr da? Ja, dafür kann ich nicht.“

„Das Fräulein hat mir eine Mark versprochen, wenn ich den Brief richtig übergebe. Ich wußte nicht, daß ich das Geld von Ihnen kriegen, mein Herr.“

„Ach so. Eine Mark kostet das Vergnügen? — Eigentlich . . . Na, auch recht. Da hast Du, mein Junge, Deine Mark.“

„Danke schön. Ich wußte ja, so kleine Jungens wie mir halten die Fräuleins nicht zum Narren.“

„Nein, das ist das Privilegium der großen,“ sagte der junge Mann vor sich hin, nachdem er die Tür wieder geschlossen hatte.

Und dann setzte er sich von neuem an seinen Schreibtisch, starrte noch trüblicher in den Novemberregen hinaus und brannte sich in seiner Verzweiflung eine frische Zigarette an.

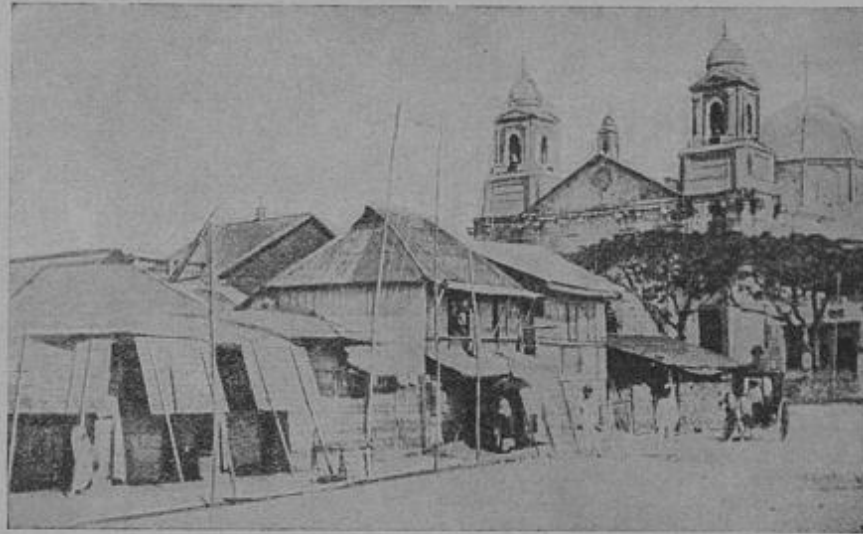
„Verrückt“.

Von Freiherrn von Schlicht.

(Nachdruck verboten.)

„Na danke, das Wetter kann so bleiben.“

Stehend und scheltend trat ein Leutnant des Infanterie-Regiments nach dem anderen in die festlich erleuchteten Räume des Casinos, und jeder, der eben eintrat, erzählte den anderen, die eben eingetreten waren: „Es ist ein Sauwetter.“ Das war für alle keine Neuigkeit, aber weil man keine größere wußte, wurde sie dennoch eifrig besprochen.



„Straße in San Domingo.“ (S. Seite 8.)

„Na, laßt den Schneesturm toben, so schlimm er will, was geht es uns an,“ meinte endlich ein Kamerad, „noch fünf Minuten, dann gehen wir zu Tisch und feiern ein feuchtfröhliches Liebesmahl.“

„Weshalb feiern wir eigentlich heute schon wieder?“ fragte ein junger Leutnant, der kleine Platen. „Es sind noch keine drei Wochen her, daß wir aus derselben Veranlassung zusammen waren, und heute schon wieder, weshalb?“

Die anderen sahen den Sprecher ganz verwundert an, sie kannten den kleinen Platen, der war schon oft durch seine ganz eigentümlichen Ansichten unangenehm aufgefallen. Nicht etwa, als ob das, was er dachte und äußerte, irgendwie direkt gegen die Anschauungen verstieß, die ein Leutnant als Leutnant nun einmal haben muß, o nein, das nicht, aber er kam den Kameraden doch oft etwas sonderbar, um nicht zu sagen „ein ganz klein wenig verrückt“ vor. Auch jetzt wieder; anstatt sich darüber zu freuen, daß es gleich zu Tisch ging, erkundigte er sich mit dem ernsthaftesten Gesicht von der Welt, warum denn schon wieder Liebesgemacht wurde.

Der kleine Platen merkte die erstaunten Gesichter, er wurde etwas verlegen und suchte sich zu verteidigen: „Ich meine nur, ich habe heute nachmittags auf meinem Abreißkalender nachgesehen, da steht: „Kaiser Karl IV. gestorben 1378, W. Hauff, geboren 1802, die französische Armee beendet ihren Uebergang über die Vereina 1812 — — diese Ereignisse feiern wir doch heute gewiß nicht?“

Ein erfahrener Oberleutnant klemmte das Glas ins Auge und sah den Sprecher an: „Junger Freund, es gibt Erinnerungstage, die nicht auf Ihrem Abreißkalender verzeichnet sind und die doch unbedingt gefeiert werden müssen. Zum Beispiel — — zum Beispiel — —“ der Herr Ober dachte nach, aber es fiel ihm absolut nichts ein und deshalb fuhr er nach einer kurzen Pause unbeirrt fort: „— — Außer diesen beiden von mir eben angeführten Beispielen gibt es natürlich noch zahl-

lose andere, aber die Hauptsache ist, das Liebesmahl ist von dem Herrn Oberst befohlen — — was befohlen ist, wird gemacht und zwar ohne erst zu fragen: wieso, warum und weshalb. Das nennt man die Dienstfreudigkeit.“

Der Eintritt des Herrn Oberst machte dieser Belehrung ein Ende, eine allgemeine Verbeugung, eine geistreiche Bemerkung des Kommandeurs über das ideale Wetter, dann meldete der Kasino-Unteroffizier, daß die Suppe aufgetragen sei. Die Regimentsmusik spielte den Einzug der Gäste auf der Wartburg, die Klügelthüren zum Speisesaal wurden geöffnet und im langen, feierlichen Zug ging es zu Tisch.

Man mußte der Direction lassen, sie hatte ein gutes Menü zusammengestellt, mit einem Duzend holländischer Auster pro Mann und Nase fing die Sache an und so herrichte gleich zu Beginn der Tafel eine frohe Stimmung. Jeder schwur sich im stillen, den lieben Herrgott wieder einmal einen guten Mann sein zu lassen und gehörig zu feiern.

Nur einer schwur nicht mit, der kleine Platen, der trank nicht einmal Sekt zu seinen Austern, sondern eine halbe Flasche Surin.

„Aber Kind, wie kann man nur?“ fragte ihn ein Kamerad.

„Warum soll man denn nicht können?“ gab er zur Antwort, „ich trinke nur dann Sekt, wenn ich ein frohes Ereignis feiere, aber nur so? — — das macht mir keinen Spaß.“

Und wieder sahen sich die Kameraden an: wie konnte es jemand nur keinen Spaß machen, egal Sekt zu trinken?

Nach den Austern mit Champagner kam Bouillon mit Sherry, dann Fisch mit Brauneberger Auslese, und dann der Braten mit der Rede des Herrn Oberst auf das schöne Regiment, das zu führen er die Ehre habe, auf sein Offizierkorps, dessen Dienstfreudigkeit über jeden Zweifel erhaben sei, und auf den Kaiser, den obersten Kriegsherrn, das glänzende Vorbild treuester Pflichterfüllung.

Da kam ein dreimaliges Hurra, das dem Kaiser, dem Offizierkorps und der eigenen Dienstfreudigkeit galt.

Und dann kam ein Telegramm.

Dieses Telegramm war nicht im Programm vorgesehen, und sein Erscheinen erregte allgemeine Aufmerksamkeit.

„Passen Sie auf,“ flüsterte ein Oberleutnant seinem Nachbar zu, „in dem Telegramm steht was drin!“

Und der Herr Ober behielt recht: in dem Telegramm stand wirklich „was drin“. Das „Was“ erfuhr er, als der Herr Oberst jetzt an sein Glas schlug: „Meine Herren, ich erhalte soeben ein Telegramm von der Division. Das Regiment wird morgen früh um sechs Uhr zu einer

großen Gefechtsübung gegen die Nachbargarnison ausrücken. In Ihrem eigenen Interesse rate ich Ihnen deshalb: trinken Sie nicht zu viel.“

Totenstille folgte diesen Worten, alle waren starr. Der blonde Herr Hauptmann fühlte ganz unwillkürlich nach seinen Zähnen, die er sich erst kürzlich gefaßt hatte, und unterrichtete sie daraufhin, ob sie auch noch festhätten, und der dicke Herr Major strich sich über sein Doups, ihm war es, als ob das Dings ihm plötzlich vom Kopf gefallen wäre. Starres Entsetzen hielt alle gefangen: bei dem Wetter eine große Uebung anzusehen, das war — — das war — — ja, was es war, das konnte niemand so schnell ausdenken, aber auf jeden Fall war es etwas.

Da erklang in das tiefe Schweigen hinein die Stimme des jungen Platen: „Ordonnanz, eine Flasche Sekt!“

Zum Glück hatten die Instrumente der Regimentsmusik in diesem Augenblick die Töne wiedergefunden, die sie vorhin verloren hatten, so setzten sie denn mit einem flotten Mariä ein, sonst hätte der Herr Oberst auch sicher den jungen Leutnant darauf aufmerksam gemacht, daß es mehr als unpassend sei, sich unmittelbar nach der Ermahnung, solide zu bleiben, ostentativ eine Flasche Champagner zu bestellen.

Der Wein kam und der junge Platen trank das erste Glas mit der Miene eines äußerst vergnügten Menschen.

„Wenn Sie vorhin sauren Mosel tranken, müßten Sie jetzt eigentlich Rizinusöl trinken,“ meinte ein älterer Kamerad.

„Da irren Sie sich sehr,“ lautete die Antwort, „ich sagte schon vorhin, ich trinke nur dann Champagner, wenn ich ein freudiges Ereignis feiere. Und das ist jetzt der Fall. Ich bin wirklich glücklich über die eingegangene Deyesche und feiere die morgige Uebung.“

Dem Kameraden fiel das Glas aus der Hand: „Sie sind verrückt.“ Dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Platen freut sich auf die morgige Uebung.“

Hätte der Nachbar ein Glas in der Hand gehabt, so hätte auch er es sicher fallen lassen, so aber sagte er nur: „Er ist verrückt.“ Dann wandte er sich an seinen Nachbar: „Platen freut sich auf die morgige Uebung.“

Und von Mund zu Mund ging die Kunde, bis sie zu dem Herrn Oberst gelangte. Und alle blickten gespannt auf den Kommandeur, was der wohl dazu sagen würde. Der hob sein Glas: „Ich höre soeben, Platen, daß Sie sich auf die morgige Uebung freuen, das ist brav von Ihnen, das gehört sich auch so. Profit, lieber Platen!“

Das sagte der Herr Oberst offiziell, er konnte ja auch nichts anderes sagen, dann aber wandte er sich an den Herrn Oberstleutnant, der neben ihm saß, und sagte mit halblauter Stimme: „Er ist verrückt.“

Der Herr Oberstleutnant sagte es seinem Nachbar, und der sagte es wieder seinem Nachbar und von Mund zu Mund ging es abermals: „Er ist verrückt.“ Nicht ohne eine gewisse Teilnahme blickten alle auf den jungen Platen, den aber ließ es ganz kalt, was die anderen über ihn dachten und über ihn sprachen, er trank in aller Ruhe seine Flasche leer, und als er sie ausgetrunken hatte, bestellte er sich die zweite, und dann bestellte er sich die erste zum zweiten Mal, und der zweiten Ersten folgte die zweite Zweite, bis er endlich als letzter das Kasino verließ, um seine in der Kajerne gelegene Wohnung aufzusuchen.

Als der Bursche wenige Stunden später in das Zimmer trat, um seinen Herrn zu wecken, lag dieser der Länge nach in voller Uniform auf seinem Bette und schnarchte wie sechs Wilde.

„Herr Leutnant, es ist die höchste Zeit, die Kompagnie tritt schon an, der Herr Leutnant müssen aufstehen.“

Aber der Herr Leutnant rührte und regte sich nicht.

Der Bursche nahm seinen ganzen Mut zusammen, er holte tief Atem und schrie seinem Herrn mit der Kraft seiner Lungen ins Ohr: „Aufstehen!“

Jeder andere wäre mit einem Schrei des Entsetzens in die Höhe gefahren, jedem anderen wäre erbarmungslos das Trommelfell gesprungen — — der Leutnant aber öffnete nur für den zehnten Bruchteil einer Sekunde ein Auge, denn es fehlte ihm an Kraft beide aufzuschlagen, und er sagte nur das eine Wort: „Verrückt!“

Gleich darauf schnarchte er weiter, und so mußte das Regiment ohne ihn in den Kampf ziehen.

Als der Herr Oberst davon erfuhr, blickte er lange nachdenklich vor sich hin, dann wandte er sich an seinen Adjutanten: „Der Fall ist schwierig. Wenn der junge Platen sich wirklich auf die heutige Uebung freute und sich in der Freude seines Herzens betrank, dann ist er mit seinem Zammer und damit, daß er nun zu Hause bleiben muß, hart



„Strandpartie von San Domingo.“ (S. Seite 8.)

genug bestraft. Hat er aber seine Freude nur geheuchelt, um mich zu täuschen, und hat er sich nur deshalb hinstellen lassen, um totensicher die Zeit zu verschlafen, dann sperre ich ihn erbarmungslos fünf Tage ein.“

Und nach reiflichster Ueberlegung sperre der Herr Oberst seinen Leutnant erbarmungslos fünf Tage ein, denn er konnte es nicht glauben, daß ein Leutnant tatsächlich so verrückt gewesen war, sich auf die Lebung zu freuen.

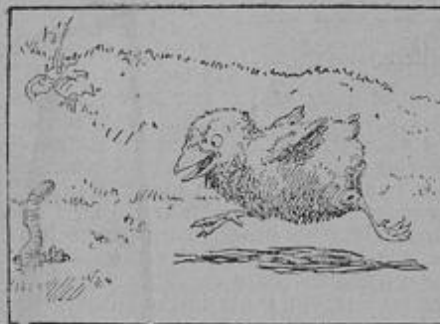
Unsere Bilder.

Die Wirren und Aufstände in den süd- und zentralamerikanischen Staaten scheinen nachgerade zu einer ständigen Erscheinung anzuwachsen, sodas man mit vollem Recht demnächst auch von einem amerikanischen Wetterwinkler als etwas mit der Zeit gewohntes in der politischen Tagesgeschichte reden kann. Gegenwärtig wird die Republik San Domingo, in der übrigens Aufstände nichts neues sind, durch eine Rebellion in Aufregung gesetzt. Aus der gleichnamigen Hauptstadt der Republik enthält die vorliegende Nummer von „Rhein und Düssel“ einige Motive. Die Stadt erhebt sich mit ihren allmählich verfallenden Befestigungen malerisch auf einer Anhöhe der Südküste des Landes, an der Mündung der schiffbaren Ozama; die Einwohnerzahl beträgt jetzt etwa Achtzehntausend. Kulturelle Fortschritte hat die Stadt unter dem Druck der fortwährenden Unruhen wenig gemacht; die Straßen sind größtenteils schmutzig und ungepflastert. Mit Deutschland steht die Republik hauptsächlich ihrer Zuckerproduktion wegen in reger Geschäftsverbindung. Das Deutsche Reich hat in San Domingo diplomatische Vertretungen. Zur Wahrnehmung des Schutzes der deutschen Interessen bei den Unruhen ist der zu der Kreuzerdivision auf der ostamerikanischen Station gehörige kleine Kreuzer „Gazelle“ (Kommandant Fregattenkapitän Graf von Oriola) nach dort abgegangen. — Am Silvesterabend werden dem Scherz und Humor, der Laune und dem Frohsinn keinerlei Grenzen gezogen. Da ist jeder ausgelassen nach Herzenslust, zumal die heilige Hermandad gerne an diesem Abend das gestrenge Auge des Gefeges einmal zudrückt oder über manches hinwegsieht, was sonst mindestens mit einem Strafreport über so und soviel Mark, wenn nicht gar drei Tage unfreiwilligen Alleinseins, geahndet werden muß. Unsere akademische Jugend ist dafür bekannt, daß sie oft aller Polizei und Gefegesmoral zum Trotz über die Stränge springt. Wir glauben in dem Klechaaschen Bilde „Studenten enuik“ vier flotte Burschen entdeckt zu haben, die auf der Suche eines Comilitonen den Beginn des neuen Jahres bei dampfendem Punch erwarten und zum Zeitvertreib der überschäumenden Lebenslust durch allerhand Allotria Ausdruck verleihen. Wenn der Wurf gilt, verrät der Künstler uns nicht; sicher ist die Rederei für eine Schöne des Städtchens bestimmt. In das Entönlige der Winterstimmung bringen die von des Künstlers Hand lebenswahr aufgefaßten fröhlichen Geichter der vier Studenten Leben und Sonnenschein. — Einen gemüthvollen Alten, dessen Glückwunsch nicht nur seinem Schwiegertöchterchen, sondern gleich gut gemeint allen Lesern gilt, stellt Hans Berger in seinem Bilde „Ich gratulire Schwiegertöchterchen“ vor uns hin.

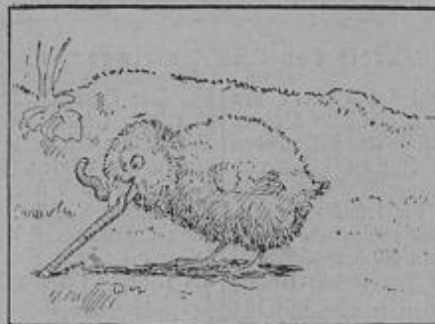
Allerlei Erklärungen.

Aufrichtigkeit: Der Stolz aller Damen, die uns ehrlich und ohne Rückhalt die Fehler — ihrer Freundinnen berichten.
Abendschönheiten: Frauen, die bei Tage nicht anzusehen sind.
Amtsgeheimnis: Das Alter Deiner Frau.
Bailiaal: Heiratsmarkt.
Komplimente: Leere Schmeichelworte, wenn sie einem anderen gezollt werden; vollwichtige Wahrheiten, wenn sie dir selbst gelten.
Damen-Café: Ethische Gesellschaft.
Ehrendame: Aufsichtsrat. . . . Hat noch nie etwas verhütet.
Eifersüchtige Männer: Die Plage der jungen Frauen und der Stolz der gereisten.
Falb: Der Genius der Ballgespräche, weil er zeitlebens nur vom Wetter gesprochen hat.
Fasching: Die Zeit, in der sich auch die vernünftigen Leute für Narren ausgeben. Später geben sich die Narren für vernünftige Leute aus.
Frauenalter: Ein drehbarer Kalender.
Fünfsuhrtee: Die Welt, in der man sich langweilt.
Garderobe: Der Ort, an welchem jeder Gentleman vor dem Eintritt in den Ballsaal seine Galoschen, seinen Pelz und seine Wahrheitsliebe zurückläßt.
Geschenke: Anzahlungen auf Gegengeschenke.
Hausfreund: Von Dreien der Glückliche.
Heiratsantrag: Der letzte Wille.
Hors d'oeuvre: Beim Essen und beim Lieben manchmal das Beste.
Langeweile: Ein uneingeladener Gast, der in die meisten Gesellschaften ohne Anmeldung eintritt. Man weiß niemals, wer ihn mitgebracht hat.
Liebenswürdigkeit: Eine ewig lächelnde Fee, die jedem ihre gefüllte Bonbonniere anbietet. . . . Vorsicht! Bleizucker!
Mädchenblinde: Chiffrierte Depeschen.
Medisance: Eine Mischung von Bosheit und Güte — man lästert die Abwesenden, um den Anwesenden eine Freude zu machen.
Mitgift: Der widernde Umstand.
Musikzimmer: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück.“
Orden: Er gilt von ihnen, was Lessing von den Freunden gesagt hat: „Wer keinen hat, hat keinen noch begehrt.“
Premieren: Die Winterparaden der guten Gesellschaft. Nach den Aufschlüssen wird bisweilen auch der Dichter hinzugezogen.
Skattisch: Neiwangsverren.
Schönheit: Eine hübsche Fassade, die aber nicht immer ein hübsches Interieur verbirgt.
Tafelfreude: Wenn ein Anderer Deine Schwiegermutter zu Tisch führt.
Tischgespräche: Werden leider vom Koch nicht mitgeliefert und sind deshalb häufig frugaler als das Essen.
Toast auf die Damen: Zwangsarbeit.
Wohltätigkeitsbazar: Der Jahrmart der Eitelkeit.
Zweckessen: Gläubigerverammlung.

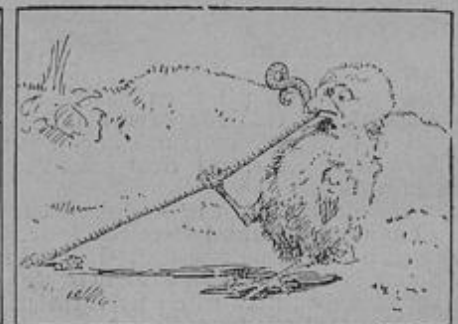
Das Küken und der Neowurm.



Die Entdeckung.



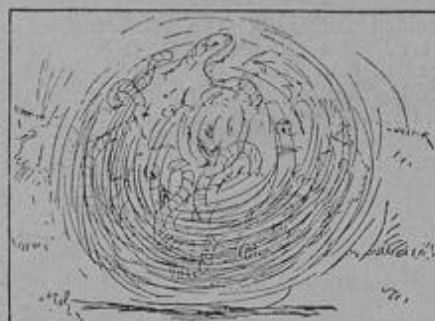
Der Angriff.



Die Sache zieht sich in die Länge.



Es hat geschnappt.



Eine verwinkelte Situation.



Blamirt!